

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badischer Beobachter. 1863-1935 1901**

23.2.1901 (No. 45)



Erscheint täglich mit Ausnahme  
Sonn- und Feiertags und folgt  
in Karlsruhe in's Haus gebracht  
vierteljährlich 2 Mk. 60 Pfg.  
(monatlich 55 Pfg., wenn in  
der Expedition oder in den Agen-  
turen abgeholt), durch die Post  
bezogen vierteljährlich 3 Mk.  
25 Pfg., mit Bestellgeld 3 Mk. 65 Pfg.

# Badischer Beobachter.

Anzeigen: Die sechspaltige Beil-  
zeile oder deren Raum 20 Pfg.,  
Reklamen 50 Pfg. Bei dritter  
Wiederholung entsprechender Rabatt.  
Zusätze nehmen außer der Expe-  
dition alle Annoncen-Bureaus an.

Bestellungen werden jederzeit  
entgegengenommen.

Post-Zeitungs-Briefe 855.

Samstags-Beilage:  
Das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt  
„Sterne und Blumen“.

Telephon-Anschluß-Nr. 535.

Redaktion und Expedition:  
Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe.

Nr. 45.

Samstag, den 23. Februar

1901.

## A. Russische Schreckschiffe?

Wenn nicht annehmen wäre und die Thatsache theil-  
weise nicht schon vorläge, daß unsere freihändlerischen  
Blätter mit ganz besonderem Vergnügen der Sache sich  
bemühen und für ihre eigentümlichen Zwecke Kapital  
daran zu schlagen suchen, bräuhete man sich kaum sonder-  
lich mit ihr beschäftigen; nämlich mit einer außerordent-  
lich langen Darlegung der Petersburger Handels- und  
Industrie-Zeitung. Allerdings darf dabei nicht über-  
sehen werden, daß das genannte Blatt als ein unmittel-  
bares Organ des russischen Finanzministers v. Witte  
anzusehen ist. Als Leiter der Zeitung ist ein Beamter  
des russischen Finanzministeriums vorgeschoben; und wenn  
Kundgebungen wie diese, von der jetzt die Rede sein soll,  
in der „Handels- und Industrie-Zeitung“ erscheinen, dann  
kann man getrost annehmen, daß man es dabei mit  
einem Geisteserzeugnisse des Herrn v. Witte selbst zu  
thun hat. Das ist ein zweiter Grund, der uns nötigt,  
uns mit der neuesten Leistung des bezeichneten Peters-  
burger Blattes zu beschäftigen. Das Drahtbureau der  
Berliner Regierung hat ihr die Ehre angetragen, sie in  
ihrem gänzlichen Ansehen an die deutsche Presse zu ver-  
breiten.

Herr Finanzminister von Witte droht. Er  
malt das Schreckgespenst des Zollkrieges an die Wand,  
um die deutschen Gemüther zu erschrecken. Er behauptet,  
Rußland werde niemals einen neuen Handelsvertrag mit  
Deutschland abschließen, wenn dieses seine Zölle nicht  
erhöhen würde. Und außerdem weist er auf die Mög-  
lichkeit hin, Rußland könne die vielen Deutschen, die im  
Jarenreiche sich niedergelassen haben, um dessen reiche  
Schätze anzubedenken, durch besondere Abgaben drücken.  
Der deutsche Reichskanzler sollte doch nicht „Jemand  
glauben machen wollen, daß Rußland auf einen solchen  
Vertrag, bei welchem seine landwirtschaftlichen Produkte  
noch höher belastet werden, eingehen wird.“ Reichskanzler  
Graf Bismarck kommt überhaupt schlecht dabei vor. Es  
wird ihm vorgeworfen, er handle mit dem Druck der  
Berliner Presse, die er den Agrariern haben geben müßte,  
und er „keine kein anderes Mittel zur Wahrung der  
produktiven Kräfte seines Landes, als weitere Verbesse-  
rung des Getreides... dem Arbeiter viel theureres Ge-  
treide zu bieten, als von seinem (Deutschlands) Gegner  
konsumiert [soll wohl heißen „produziert“] wird.“

Der russische Herr Finanzminister scheint bei den Herren  
Engler, Hebel und Barth in die Schule gegangen zu sein.

Noch ärgere Verbrechen und Entstellungen der Wahr-  
heit könnten diese auch nicht leisten; noch erschauerlichere  
Unkenntnis der Dinge, auf die es bei uns ankommt,  
könnten diese auch nicht zeigen. Und außerdem muß man  
sich wundern über die Dreistigkeit, mit der Herr von  
Witte in solcher geradezu verwegener Weise in die deutschen  
Wirtschaftlichen Verhältnisse eingegriffen sucht. Mindestens  
hätte Herr von Witte dabei ein wenig mehr Geist  
erkennen lassen und es vermeiden können, sich der fäg-  
lichsten und plattesten unter allen den vielen düssigen  
Nebenarten unserer deutschen Freihändler zu bedienen,  
die schon tausendmal auf's Bindigste widerlegt worden sind.

Herr von Witte droht, was sich ebenfalls wunder-  
lich ausnimmt, mit dem Absatzgebiete, das außer Deutsch-  
land für russisches Getreide vorhanden ist: „England,  
Belgien und die Schweiz — so heißt es in dem Auf-  
satz — konstituieren ein weit größeres Quantum russischen  
und ausländischen Getreides als Deutschland, und wenn  
letzteres einen Staat findet, der sich bereit erklärt,  
Deutschland mit Getreide unter den vom Reichskanzler  
den Agrariern verprochenen Bedingungen zu versorgen,  
so wird sich der Absatzmarkt Rußlands in den Staaten,

die keinen Getreidezoll haben, dadurch noch mehr er-  
weitern.“ Schade, daß man bei dieser Gelegenheit nicht  
auch erfährt, welche Bedingungen eigentlich der Reichs-  
kanzler unseren Agrariern versprochen haben soll; das  
zu hören wäre vom höchsten Interesse gewesen. Herr  
von Witte scheint viel mehr Dinge zu kennen, als es  
überhaupt in der Welt gibt. Wir in Deutschland selbst  
haben bisher nur immer gehört, daß eine Abmattung  
über irgendwelche bestimmten Zollsätze überhaupt noch  
gar nicht stattgefunden hat. Geradezu aber ist  
ein Satz des russischen Kritikers, in dem von „Staats-  
sieg bei Handelsunterhandlungen mit fremden Staaten  
ihre Autorität im Innern befestigen wollen“ — aber in  
seiner vollkommenen Unkenntnis aller thatsächlichen  
Verhältnisse, erstaunlich groß ansehend gegen denjenigen  
Staatsmann, der gemeint ist, nämlich der Reichskanzler  
Graf Bismarck.

Deutschland macht seine Politik selbst und auch seine  
Wirtschaftspolitik nach den Bedürfnissen des eignen  
Landes, nicht nach der Gnade und Ungnade ausländischer  
Regierungen. Die Reichsregierung, die es anders machen  
würde, würde nicht verdienen, noch einen einzigen Tag länger  
Reichsregierung zu sein, und so sehr zu wünschen ist,  
daß wir gerade mit dem Jarenreiche in guter Freunds-  
schaft verbleiben, so dürfen wir doch niemals unsere  
wichtigsten Lebensinteressen nach den Gesichtspunkten  
ordnen, die für Rußland maßgebend sind. Rußland hat  
schon einen Zollkrieg mit Deutschland geführt und ver-  
loren. Will es wirklich einen zweiten verlieren?

## R. Zur Leichenverbrennung.

II.

Als im Jahre 1886 bekannt wurde, daß die katholische  
Kirche den Christgläubigen verboten habe, einen Leichen-  
verbrennungsvorhaben beizutreten, und die eigene Leiche,  
oder die eines Andern verbrennen zu lassen, da antwortete  
die königliche Loge zu Mailand mit einer Einladung an  
den Großorient Italiens, alle Logen anzuregen, daß sie  
von nun an die Leichenverbrennung als Gesetz der Frei-  
maurerie betrachten sollten. Die Agitation für Kremato-  
rien wurde nun eine sehr lebhaft; der Erfolg war  
bis jetzt ein verhältnismäßig geringer. In letzter Zeit  
jedoch regen sich überall die Freunde der Leichenver-  
brennung, um zu Krematorien zu kommen. So auch in  
Karlsruhe.

Wenn man nun in Wirklichkeit die Errichtung eines  
Krematoriums ein irgendwie dringendes Bedürfnis?  
Welche Interessen werden geschädigt, wenn ein Kremato-  
rium nicht errichtet wird? Ist es daher angängig, ein  
Krematorium auf Gemeindefosten zu errichten?

Wir werden diese Fragen kurz und sachlich zu beant-  
worten suchen, um unsere Ansicht zu der Sache öffentlich zu  
sagen, damit man nicht nachher sagen kann, wir  
hätten die Stimmen Hunde gepfiffen.

Man bringt für die Leichenverbrennung ästhetische  
Gründe vor und sagt, es sei doch schöner, wenn ein  
menschlicher Körper verbrannt, in Rauch aufgehe, schnell  
in seine Atome aufgelöst werde in dem reinigenden  
Feuer, als wenn man denken müßte, wie bei der Ver-  
erdung, wie der Leib verrotte und verfaule, indem  
häßliche Würmer an ihm herumkrabben. Wie sieht es  
indeß mit diesem „schönen“?

Die Erfahrungen berichten uns, es sei ein furchtbarer  
Anblick, wenn eine Leiche im Feuerofen verbrannt werde.  
Der zu verbrennende Körper kommt in den heftig  
geheizten Raum; alsbald ziehen sich alle Mückenstraf-

zusammen durch die Hitze, die Augen werden gewaltsam  
groß aufgerissen, das Gesicht nimmt unter fortwährenden  
unwillkürlichen häßlichen Zuckungen eine entsetzliche Miene  
an, Arme und Beine bewegen sich an der Leiche, so daß  
man meinen könnte, der Todte wolle dem Feuer entkommen.  
bis dann alles zusammenschrumpft und die Hitze allein  
noch übrig bleibt. Was ist also schöner, das Verweilen  
im Grab oder das Verbrennen im Feuerofen? Wir  
finden keines von beiden schön; aber wir sind Menschen  
und müssen eines über uns ergehen lassen; gut so wählen  
wir lieber das Natürliche, als das Künstliche.

Was entspricht jedoch dem menschlichen Gemüth mehr,  
trauernd vor der Urne zu stehen, die die Asche des  
Verstorbenen enthält, oder an dem Grab des  
Verstorbenen zu gedenken, in dem seine sterblichen Leibes-  
reste ruhen, während Ruinen aus dem Grabe hervor-  
wachsen, die wie letzte Grüße des Verstorbenen aus dem  
dunkeln Grabe sich zum Lichte ringen? Wir würden  
entschieden das letztere vorziehen, obwohl wir uns aller  
übertriebenen Sentimentalität abhold wissen. Das Ge-  
müth findet eher seine Rechnung am Grabe als an der  
Urne. Auch der Gedanke an die Urne und den  
Friedhof, die wir den Toten nachwünschen, kommt besser  
zum Ausdruck in der Grabesruhe als im knirschenden  
Feuerofen.

Auch die Nationalökonomie führen die Freunde der  
Leichenverbrennung an. Durch die Verbrennung der  
Leichen werde dem Boden viele Kraft entzogen, da alle  
die Bestandtheile der Leiche, die Phosphate und andern  
Substanzen, die dem Boden Kraft geben sollen, zu tief  
liegen, als daß sie der Bodenkultur nutzbar würden;  
ebenso werde durch Anlegung vieler Friedhöfe der Volks-  
wohlstand beeinträchtigt, da die Friedhöfe zu vielen Raum  
für immer der rationellen Verwendung entzogen. Auch  
diese Gründe sind recht fadenförmig. Denn jene Stoffe,  
welche für die Bodenkultur an der Leiche nützlich sind,  
kommen beim Begräbnis den Fluren und Feldern min-  
destens gerade so gut zu Nutzen wie bei der Verbrennung.  
Das von oben stehende Wasser führt jene den Boden  
bindenden Stoffe dem Grundwasser zu und dieses ver-  
theilt sie dann von selbst in der rationellsten Weise,  
während die Kohlenäure und der bei der Verbrennung  
frei werdende Stickstoff der Pflanze weit weniger nützlich  
ist. Und dann entziehen wirklich die Friedhöfe der  
Ökonomie und Industrie so vielen Boden? Von  
296 303 qkm Bodenfläche in Italien sind etwa 20 qkm  
Friedhof d. h. etwa der 14 815 te Theil.

Wenn die Wälder einmal so arm werden, daß sie  
für ihre Tothen keinen Platz mehr haben, dann  
gilt Nacht Welt! Alle Friedhöfe werden aber betimm-  
lich nach langer Zeit auch wieder verendet. Und  
braucht man für Aufstellung von Urnen mit Asche etwa  
keinen Platz? Oder will man das den Reichen das  
Privilegium geben, eigene Urnen zu haben und die  
Armen auch nach dem Tode nachfühlen lassen, daß sie  
arm waren? Wird man nicht große theure Gebäude  
bauen müssen, um die Urnen in anständiger Weise auf-  
bewahren zu können? Was wird da den Volkswohl-  
stand schließlich mehr gefährden, ein großer Friedhof  
mit einfachen Gräbern oder ein großes, großartiges  
Gebäude mit theuren Einrichtungen, was alles die  
Steuern und Umlagezahler bestreiten müssen?

Wenn man schließlich sagt, die Kirchhöfe seien gesund-  
heitsgefährlich, so verweisen wir auf so viele Gutachten  
von berühmten medizinischen Autoritäten, z. B. Petten-  
kofers, die erklären, daß gerade ein rationell angelegter  
und behandelter Friedhof nicht schädlich auf die Gesund-  
heit der Anwohner wirken könne. Im Gegentheil sogar  
würde ein mit schönen Anlagen versehener Friedhof mit

seinen Bäumen und Rasenflächen eher Luftreinigend  
wirken; so glauben wir schon von Karlsruhe gehört zu  
haben, daß die gegen Durlach, also mehr in der Nähe  
des Friedhofes gelegenen Stadttheile die gefundener seien.

Die Gründe, die man also für die allgemeine Leichen-  
verbrennung anführt, sind nicht stichhaltig. Ein dringendes  
Bedürfnis für die Errichtung eines Krematoriums ist  
nicht vorhanden; man müßte denn annehmen, daß es  
dringendes Bedürfnis wäre, die durch nichts gerech-  
fertigten Wünsche mancher Leichenofen-Liebhaber zu er-  
füllen. Ebenso werden keine Interessen geschädigt durch  
Nichterrichtung eines Krematoriums. Wer seine Leiche  
verbrennen lassen will, der soll sie verbrennen lassen;  
aber wie will man es rechtfertigen, daß man eine ganze  
Stadt heranzieht, mit so vielen Gegnern der Leichenver-  
brennung — die allermeisten können schon der Kosten  
wegen das Krematorium nicht benötigen — wie will man  
es rechtfertigen, einer kleinen Gruppe von Leuten wegen  
ein theures Krematorium auf Gemeindefosten zu bauen?  
Wir wählen eine verdienstvollere Arbeit für die Stadt  
Karlsruhe, als ein Krematorium zu errichten; und das  
wäre die Errichtung von gesunden, billigen Arbeiter-  
wohnungen. Das wäre eine sociale That, die Aner-  
kennung verdient und vielen Nutzen schaffen würde.  
Aber gegen Errichtung eines Krematoriums für einzelne  
wohlhabende Leute protestiren wir im Namen des  
Umlage zahlenden Volkes unserer Stadt. Wer sich ver-  
brennen lassen will, soll zum Krematorium aus seinen  
Mitteln beizutreten.

## R. Eine merkwürdige Inkonsequenz

lassen sich deutsche Blätter, besonders auch solche, welche  
den Interessen der Juden dienbar sind, zu schanden  
kommen. Wohl berichten sie über die Reichthümer der  
Klöster und Kongregationen in Frankreich, denen nur  
„eine einzige kleine Milliarde unbeweglichen Vermögens  
nachgewiesen werden konnte;“ aber sobald man von  
reichen Banquiers und Juden spricht, da schreien sie  
„Arme!“ und klagen über „herliche Hege!“ „Der  
Eisfänger“ schreibt nun über diesen Punkt:

Seitdem Minister Waldeck den Socialisten die Milliarde  
versprochen hat, welche die g-istlichen Orden nicht besitzen,  
rechnen ihm die „Autorität“ und der „Solcil“ vor, was er  
einnehmen könnte, wenn er die Känberei mit Erfolg betreiben  
würde. Mit den lauffgen paar Millionen, welche er arme  
Priestern und Schwestern abnehmen würde, wäre der  
Socialisten doch nicht geholfen. Dabei wären 160 000 arme  
Ordensleute und 250 000 Waisen, Greisen und Strafen-  
das Brod hinweggenommen. Deshalb hat man in Angere,  
wo Maurer und Gemeinderath besonders diesem Knab Beifall  
geben, Plakate öffentlich angeschlagen, und das soll in ganz  
Frankreich g-sehen; dieselben haben folgenden Wortlaut:

Die Ordensleute bezogen bisher kaum Hundert Francs  
auf den Kopf im Jahre. Wandert man hin, so kommt für  
den Socialisten fast nichts heraus.  
Dem gegenüber gibt es jedes städtische Banquiers mit neun  
Milliarden Vermögen. Jeder hat also anderthalb Milliarden.  
Jährlich nimmt er 4 Millionen ein. Jeden Tag hat  
er über 100 000 Fr. zu verzehren. Wenn man  
sein Geld und seinen Trumpf ist, und den Socialisten alles  
geschenkt werden muß, wonach ihnen gefällig, dann fange  
ein hohes Ministerium damit an. Dabei kommt doch etwas  
heraus.

Wir sind keine Freunde von antisemitischen Theorien;  
aber wir haben auch keinen Grund, derartige Thatsachen  
Leuten gegenüber zu verschweigen, die in blöder Ver-  
bohrtheit tagtäglich über katholische Klöster schimpfen und  
von deren Reichthümern erzählen, die nicht vorhanden  
sind, wenn man mit der Wirklichkeit rednet, die  
aber, soweit sie nachgewiesen werden können, gewiß mehr

## Morphium.

Erzählung nach dem Englischen von Thelma von Thalen.  
(Nachdruck verboten.)

Die Hand auf der Kante lauschte Kapitän Webb.  
Draußen ächzten die Wände im eisigen Wind und der  
Schnee türmte sich unter den Füßen, drinnen befahl leises,  
geheimnisvolles Flüstern ihm Vorsicht, und das Geräusch  
trieb ihm das Blut schneller durch die Adern.

Dem Sturm und Schiffsbruch hatte er getrotzt, vom  
Verdeck des Schiffes ruhig des Feindes Breitseiten ent-  
fangen, mit zerbrochenem Arm noch des Sternennamens  
Wag ausgeführt. Nun war sein Schiff in sicheren Hafen,  
seine Wunden waren gefüllt mit Gold, er fehlte heim zur  
Mutter und Braut, und dann eine Stunde von der Heim-  
math, er sah die Furcht, wie er sie getam, ein  
Vorgefühl nahenden Unheils. Er hatte eine weite Weite  
an dem Tage zurückgelegt, sein Pferd labnte, sein Arm  
blutete, und so wollte er in dem Gasthaus „zur Geber“  
Hilfe suchen.

„Schließen wir den Laden, heut' kommt ohnehin Nie-  
mand mehr,“ sagte eine Stimme.

„Et hörst Du nicht das Schlittengeläute? Ein Herr  
mit vielen Koffern voll Geld und Geldeswerth kommt  
und er trägt den Arm in einer Schlinge.“

„Weißt Du das gewiß?“

„Versiehet sich, der Mond scheint taghell, und ich sah  
ihn aufsteigen.“

„Kräftig; er soll hier übernachten, und dann werden  
wir wohl mit dem Inhalt der Koffer bekannt werden.“

„Ja, und sein Pferd ist zehn Pfund werth.“

„Der kleine unshuldige James mag uns helfen,“ sprach  
eine dritte Stimme.

„Wo ist er? Weßhalb schaut er nicht nach dem  
Fremden? James, kleiner Schlingel, hinaus zu des  
Namens Pferd, hörst Du?“

Und die Thüre öffnete sich plötzlich vor dem Kapitän,  
ein verdächtig ansiehendes altes Weib betrachtete ihn  
forschend vom Scheitel bis zur Hebe.

„Was wollen Sie?“ fragte sie, „s ist kalt, kommen  
Sie herein.“

Der Seemann ärgerte, aber des Zimmers Wärme  
lockte, er rief den alten Muth zurück und trat ein, ent-

schlossen, den Folgen zu trotzen. In der Stube befanden  
sich drei häßliche alte Weiber und ein Junge, der hinaus-  
ging, als er eintrat.

„Wenn Pferd soll nicht in den Stall gebracht werden,“  
befahl er, „geh' ihm Futter und bandagirt seinen Vorder-  
fuß, er ist etwas lahm.“

Die Frauen machten sich daran, den Verband von  
seinem halb erfrorrenen Arm zu lösen.

„Das ist schlimm,“ rief Muth, „der ist gebrochen.“

„Es ist nur eine Hautverletzung,“ bemerkte der Kapitän  
trocken, „aber ich froh und so widelte ich ihn ein.“

„Kommen Sie weil her?“

„Nein,“ entgegnete er, „ich habe etwa drei Stunden  
von hier Geschäfte gemacht. Ich werde in Bahrsdorf  
erwartet, ich soll dort um acht Uhr einer Versammlung  
präsidieren und glaube, man wird mich abholen.“

„Um acht Uhr können Sie nicht dort sein, es ist be-  
reits halb acht Uhr.“

Kapitän Webb zog eine große goldene Uhr, ein Ge-  
schent seines Schiffhebers, heraus und betrachtete die  
Zeiger. Das bismale ersporene Interesse der Alten  
lebte auf.

„Ja, Sie haben Recht, geben Sie mir eine Tasse  
Thee und ich mache mich auf den Weg; komme ich auch  
nicht zeitig, ich komme doch.“

Die Aelteste machte den Kollegen einen Zeichen und  
ging den Thee zu bereiten, wozu sie etwas lange  
brauchte.

Zufrieden mit dem Erfolg seiner Angaben, daß der  
Kapitän nach Herzenslust und ohne nicht, daß der Thee  
eigens für ihn bereitet war.

„Vor etwa drei Jahren sah ich hier durch, damals  
hatte ein Herr Well die Wirthschaft. Wo ist er?“

„Geflogen.“

„Wirklich? Der arme Edward tobt?“ rief er, aus  
der Rolle fallend, „und er war ein solch' guter Nachbar.“

„So, so, tobt ist er. Und wo kam die Familie hin?“

„Ich und meine Schweftern konnten sie nicht,“ ant-  
wortete die Aelteste, „wir kauften das Haus von einem  
Manne, und da wir drei einame Wittwen sind, wissen  
wir wenig von der Nachbarschaft. Also lebten Sie vor  
drei Jahren hier in der Gegend?“

„Ich?“ sprach der Kapitän sich sammelnd, „gewiß,  
bei einer Familie Namens Bridge. Ich verlebte dort  
einen Sommer.“

„Um nicht anzulachen, nahm er einen lüchtigen Schlaf  
Thee. Ernst und feierlich antwortete das Weib auf die  
Frage. Nach dem Essen setzte er sich an's Feuer  
und begann seine Pfeife zu rauchen.“

„Lassen Sie gefälligst mein Pferd vorfahren,“ sprach  
er, „weil ich auch mit Bekaneren von Ihnen und dem  
warmen Ofen schreie, muß ich eben doch fort.“

Der Junge wurde beordert.

Schweigend und müßig schaute der Kapitän den  
kränkelnden Mann an, die Furcht vor Gefahr war  
verschunden, die Verdachtsgründe vergessen. Ein köst-  
liches Gefühl behaglicher Nähe durchströmte ihn, er  
begann den feigen Entschluß der Aelteste zu bereuen und  
schäuderte bei dem Gedanken, mit dem lahmen Pferd  
und dem schadhaften Schlitten hinaus zu jollen in die  
kalte Winternacht. Eine der Alten schüttelte ihn.

„Fremder, können Sie?“

„Fast war es so, die Pfeife war dem Mund entfallen,  
die Augen hatten sich unwillkürlich geschlossen.“

„Hallo, was gibst?“ rief er aufspringend.

„James sagt, Ihr Pferd sei ganz lahm, und wenn  
Sie fort wollen, müssen Sie gehen.“

„Was, lahm? Unmöglich!“ er schloßte Verdacht, „ich  
will selbst nachsehen, geben Sie mir eine Laterne.“

James brachte das Verlangte. Es war ein kleiner,  
bleicher, idiotischer Junge von etwa dreizehn Jahren  
mit seltsamem Blick und einem verdächtigen Zug um den  
Mund.

Der Seemann war nicht fähig nachzugehen.

„Geh' dem Pferde genug Futter und sorg' für sein  
Wein,“ murmelte er, in den Stall zurücklaufend, „mir  
aber weilt ein Zimmer an, ich bin todtmüde.“

Man führt ihn in ein kaltes, leeres Gemach.

„Holt Alles aus dem Schlitten heraus!“ befahl er.

Die Kälte, die im Zimmer herrschte, milderte seine  
Leibargie und mit Entsetzen sah er, daß es fast Mitter-  
nacht war. Was hatte er in den vier Stunden gethan?  
Doß nicht geschlafen? Nein, er hatte das Bewußtsein  
nicht verloren, glaubte sich an Alles zu erinnern. Es  
war nur ein traumhafter Zustand gewesen. Während  
er noch verduht stand, kam James mit den Koffern

herein. Sie waren gefüllt mit Geschenken für seine  
Lieben, Gold- und Silberstücke aus Japan, Perlmutter,  
Diamene aus Indien, Korallen, Seiden, Muscheln,  
Cafschmir, Erzeugnisse der Länder, die er bereist.

„Ich muß ein Auge auf all das haben,“ murmelte er,  
und untersuchte, als er allein war, sein Quartier. Die  
Thüre war mit Schloß und Niegel versehen und die  
Fenster so eng, daß selbst James nicht durchkamte, wobei  
Atoven, noch Kamin fand sich, um Mäuler zu bergen.  
Der Boden war hier und da mit Teppichen bedeckt, die  
Einrichtung bestand aus: Bett, Stuhl und Tisch. Häuten  
sie falsches Spiel beabsichtigt, sie hätten mich sicher nicht  
hierhergebracht,“ sagte er sich, „und wozu soll ich mich  
vor drei alten Weibern und einem Knabe fürchten?“

Nähehaft war nur, wie der Abend verzichen; hatte  
er einen Schlaftrunk erhalten, so war dessen Wirkung  
vorüber, er hatte sich nie wacher gefühlt. Und war er  
nicht mit all seinen Werthsachen sicher eingeschlossen? Er  
legte Rock und Stiefel ab, steckte den Revolver unter's  
Kopfkissen und begab sich zur Ruhe. Da er nicht zu  
schlafen vermochte, dachte er seiner Braut und der Ver-  
gangenheit, versank in süße Träumereien und schlief end-  
lich doch ein.

Beim Erwachen fühlte er, wie eine Hand seine  
Hand auskloppte, er sahte darnach und hielt eine schlante  
kleine Gestalt, die laut aufschreiend sich ihm zu ent-  
winden suchte und als dies nicht gelang, ihre Füße in  
seinen Arm grub. Aus einer Faltthüre des Bodens  
bligte Licht, er sah die drei Alten unten in einem keller-  
artigen Räume, sah, wie sie sich besaßen, den Jodten  
zu Hilfe zu kommen, der noch immer steif und schlang-  
gleich an seinem Arm hing.

Den Kapitän beschlich Entsetzen beim Anblick der  
nahenden Mörder. Mit wildem Schrei warf er ihnen  
die blödsinnigen Jungen leichte Gestalt durch die Falt-  
thüre entgegen, ergriff den Revolver, rief, er wußte selbst  
nicht wie, die Thüre auf und entfloß dem grauen Dre.

Es war eine kalte Winternacht, und er hatte weder  
Rock noch Stiefel, aber er achtete es nicht und eilt vor-  
wärts, vornwärts wie gejagt vom Entsetzen.

Seine Mutter schlammerte noch und Mary hatte eben  
das Frühstück bereitet, als eine graue Gestalt mit  
blutenden Füßen, beetztem Paar und grauenverzerrtem



im Sinne der Menschenliebe verwendet werden, als die vielen Millionen jüdischen Kapitals.

Der hl. Laurentius wurde eines Tages von einem römischen Präfecten aufgefordert, die Reichthümer der katholischen Kirche auszuliefern, denn schon damals in den ersten christlichen Zeiten war die Kirche vertheilt wegen ihrer immensen Reichthümer. Der junge Laurentius versprach nun, dem Wünsche zu willfahren und besetzte den Präfecten auf einen bestimmten Tag, um die Reichthümer in Empfang zu nehmen. Als der Präfect kam, fand der ganze freie Platz vor dem Hause des hl. Laurentius voll mit Armen, Krüppeln und dergl. und Laurentius wies auf diese elende Schaar hin und sagte: Das sind die Reichthümer der kathol. Kirche. Er hatte nämlich zuvor die vorhandenen Vorräthe, selbst auch silberne und goldene Gefäße an die Armen vertheilt.

So ist es auch heute noch mit jenen vielbesprochenen Reichthümern der Kongregationen Frankreichs. Jene Reichthümer gehören zum größten Theil den Armen, Kranken, den Waisen und wenn sie auf den Kopf berechnet werden, so bleibt von all dem gefabelten Reichthum ein elendes kleines Stümchen, das nicht der Rede werth ist.

Kann man dasselbe auch sagen von den Kapitalien unterer Großkapitalisten?

Dr. Rudolf Meyer stellt folgende Berechnung auf: Das Vermögen des Reichthums betrug 1875 5000 Millionen Frs. Wenn sich dieses Vermögen nur alle 15 Jahre verdoppelt — bisher hat es sich seit der Gründung des Hauses schneller verdoppelt — so würde es 1890 10,000 Millionen betragen haben, 1905 würde es bereits 20,000 Millionen betragen u. s. w. Durch den Gebrauch aber, den die Reichthümer mit den unfruchtlichen Kapitalmassen machen, vergrößert sich das Vermögen viel schneller, und wenn die Macht dieser Kapitalmassen an sich schon ungeheurer ist, so wird sie nach Errichtung des Geldmonopols geradezu mit verhängnisvoller Schwere auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens, ja auf allen Theilen der Kulturwelt selbst lasten.

Es fällt uns gar nicht ein, diese Zahlen als bare Münze hinzunehmen; aber so viel sagen sie, wenn hier sich wirklich kolossale Kapitalien befinden, die den Interessen eines nur kleineren Kreises dienen, die für das wirtschaftliche Leben, wie der große Nationalökonom sagt, eine große Gefahr bilden, ist es dann nicht eine merkwürdige Inkonsequenz, wenn man von den Reichthümern der französischen Kongregationen und überhaupt der katholischen Kirche spricht, die den Volkswohlstand gefährden, aber dabei verschweigt, daß anderswo viel größere Kapitalien den Volkswohlstand zu vernichten drohen?

Und auf eine andere Inkonsequenz machen wir aufmerksam. Man behauptet auf gegnerischer Seite immer, es bestände bei uns Kapitalien eine wirtschaftliche Inferiorität; wie räumt sich das damit zusammen, daß man andererseits auch behauptet, die katholische Kirche, der bekanntlich ihre Selbstigkeit vorgeworfen wird, vertheile sich so gut an Selbstgeheiß? Wer löst diesen Widerspruch?

### Deutscher Reichstag.

Berlin, 21. Februar.

Weiterberatung des Postetats.  
Abg. Müller-Sagan (frei. Volksp.) fragt beim Staatssekretär bezüglich des Urlands und der Sechsenstaaten der Unterbeamten an. Bei Anstellung weiblichen Postpersonals sollten Damen reifen Alters berücksichtigt werden.  
Abg. Werner (Reformpartei) bedauert, daß im Postdienst so viel Frauen angestellt würden. Anzuerkennen sei, daß die Behandlung der Unterbeamten besser geworden sei.  
Abg. Wasserhagen (natl.) wünscht, daß der Staatssekretär bei der Anstellung weiblicher Personen auf dem bisherigen Wege bleibe.

Nach weiteren Bemerkungen des Abg. Müller-Sagan läßt

Staatssekretär v. Podbielski aus, die Frauen würden nirgends an Stellen von Unterbeamten angestellt, sondern an Stellen, die früher von Assistenten besetzt worden seien. Die Beamtinnen von Postämtern seien keine Beamtinnen. Bei Einstellung von Damen sei nur maßgebend, ob ihre Gesundheit für den Postdienst ausreiche. Er glaube nicht, daß Beamten wegen ihres Kinderreichthums Vorposten gemacht worden seien; im Gegentheil, in der Postverwaltung werde der Kinderreichtum besonders protegiert. (Gelächter.) Die Verwaltung helfe solchen Familien in umfangreichem Maße.

Gesichte erschien und bewußlos vor ihr niedersank. Sie beugte sich zu ihm und erkannte den Verlobten. Sie schloß ein Kissen unter sein Haupt, und schredensbleich schloß sie die bluternen Lippen.  
Als der Wanderer zu sich kam, fand er sich in warmen behaglichen Räumen, seine Braut lag tröstlich an seinem Lager.

Eine Stunde später hatten die Diener der heiligen Hermabud das Gasthaus zur „Eber“ umstellt, die drei „Wittwen“ jedoch, die wenige Wochen früher die einsame Herberge eröffnet, waren mit des Kapitans Schritten entflohen. Seine Koffer fand man erbrochen, aber nur Goldstaub entwand, die übrigen Kostbarkeiten waren zu sehen und markant, um stehenden Mördern nicht gefährlich zu werden.

Seit einiger Zeit hatten sich seltsame Gerüchte über das Verschwinden von Reisenden verbreitet. Man hatte angenommen, daß sie sich in der Ebene während der Schneeschmelze verirrt. Nun aber fand man in dem Keller unter dem Zimmer, in das man den Seemann geführt, die Leberreste von mehr als einem unfruchtlichen Menschen, und auch die Leiche des thörichten Knaben in der gleichen Stellung des epileptischen Anfalls, in welchem die Mörder ihn erdolcht hatten.

In der Ecke des Stüchsenstellers fand man einen leeren Glasbehälter mit der Aufschrift: Morphium.

### Kirchliche Nachrichten.

Freiburg (Baden). Pfarrverweser Ludwig Goch von Bahnluis kommt unter Abänderung eines früheren Beschlusses nicht nach Rumpach, sondern nach Zigenhausen-Hindelwang. Pfarrverweser Forster in Niedheim wird also eine andere Anweisung erhalten. Der frühere Pfarrer Josef Knapp von Weidungen ist 78 Jahre alt in seiner württembergischen Heimath gestorben. Stabtpfarrer Winterhalden in Laß ist zum exd. Schulinspektor ernannt worden. Unser Landsmann Kaplan Fridolin Weh in Engdingen hat die Pfarrei Dwingen im Singau erhalten.  
Weg. Die Verhandlung zwischen der deutschen Regierung und dem Vatikan, betr. die Besetzung von Bischofsstühlen, ist gescheitert. Der Grund soll die ablehnende Haltung des Vatikans gegenüber der Kandidatur des vorgeschlagenen Freilichern von Bismarck sein.

Die konfiszirten Kirchengüter in Italien. Es ist der 31. Bericht über den sogenannten „Asse Ecclesiastica“ erschienen, das heißt über die Bebarung mit den konfiszirten Kirchengütern. Im Verwaltungsjahre 1890/1891 wurden wieder 270 konfiszirte Güter in Besitz genommen, wodurch die inupprimierten geistlichen Güterbesitze auf 45,076 hingen mit einem Gesamtvermögen von 32,996,198.98 Lire. Verkauft wurden im genannten Jahre 441 Güteranteile um den

Abg. Zudehl (Soz.) bespricht die ungünstige Lage der Postition und verlangt gute Winterkleidung.

Staatssekretär v. Podbielski sagt eine sofortige Untersuchung über die Posthalterien zu. Wegen der Winterkleidung sei eine Untersuchung angelegt.  
Der Titel „Unterbeamten“ und andere Titel werden bewilligt.

Beim Titel „Einkaufsstellen für Beamte“ wünscht Abg. Frohne (Soz.) bessere Entschädigung der Telegraphenarbeiter.

Staatssekretär v. Podbielski: Die Besetzung dieser Arbeiter sei hinreichend.

Abg. Müller-Sagan (frei. Volksp.) fragt an wegen des Zwistes mit dem gräflich Schaffgotschen Verwaltung wegen Telegraphenanlagen im Riesengebirge.

Abg. v. Standy (Soz.) wünscht bessere Fernsprechnachrichten nach Bosen.

Direktor Sydow: Die Verwaltung habe hierfür wie überhaupt für Vermehrung der großen Leitungen nach dem Osten eine Summe einstellen wollen, mußte sie aber wegen anderer Forderungen noch für ein Jahr zurückstellen. Bei dem Streit mit dem Grafen Schaffgotsch habe sich die Verwaltung in dem geschlichen Rahmen gehalten.

Nach weiteren Bemerkungen mehrerer Abgeordneter, welche spezielle Wünsche vorbringen, wird der Rest des Ordinariums und dann auch des Extraordinariums genehmigt. Bei der Beratung des Etats der Reichsdruckerei sündigt Abg. Dr. Ahrendt an, er werde eine Resolution einbringen, wonach der Reichsdruckerei nicht in einer Privatdruckerei, sondern in der Reichsdruckerei hergestellt werden soll.

Staatssekretär v. Podbielski beweist, daß es nicht möglich wäre, den „Reichsdrucker“ in der Reichsdruckerei zu drucken. Dies würde neue Kosten verursachen und eine Beschränkung der Privatindustrie sein.

Nach kurzer Debatte wird der Etat der Reichsdruckerei angenommen.

Darauf folgen Petitionen.

Der Antrag der Kommission, die Petition betreffend Prüfung der sanitären Verhältnisse in mehreren Staaten mit gemeinsamen Straßen zur Erwägung zu überweisen, wird angenommen.

Präsident Graf v. Helldorf befragt die nächste Sitzung wegen Mangels an Material auf Montag, den 25. Febr., an Tagesordnung: Strandungsordnung und Wahlprüfung.

### Deutschland.

Berlin, 21. Februar.

Der Zolltarif — so will die „Nat. Korresp.“ wissen — soll so weit gefördert sein, daß der Entwurf derselben noch im Laufe dieses Monats aus dem Reichsschatzamt in den Bundesrat wandern würde. Hoffentlich erfolgt keine „Berichtigung“ dieser erfreulichen Nachricht!

Medlungen von Beschlüssen gegen die Getreidezollerhöhung kommen von überall her. Daß die Hamburger Bürgerchaft einen Antrag zur Abwehr der Zollerhöhung auf nothwendigen Zwangsmittel angenommen hat mit 119 Stimmen gegen 5, ist nicht sonderbar, da Hamburg keine landwirtschaftliche Interessen hat. In Düb bei Hannover haben sich auch kleine Landwirthe, nach Meldung der „Frankf. Ztg.“ gegen den Zoll erklärt. Die „Frankf. Ztg.“ verurtheilt auch die Frauen gegen den Zoll mobil zu machen durch einen Brief, den sie angeblich von einer Frau hat; der Brief ist sehr geschickt abgefaßt, aber trotzdem unter dem Strich.

Finanzminister von Wiquel vollendete am 21. Februar sein 73. Lebensjahr. Erst kürzlich landete in der Presse wieder die Nachricht auf, der Minister wolle sich aus dem politischen Leben in den wohl verdienten Ruhestand zurückziehen und sich in Unterzahlungen wegen Ankaufs eines Villengrundstückes in oder bei Frankfurt (Main). Es ist sehr bald wieder still davon geworden, und man wird den greisen Staatsmann, den ein Centuriansmann zwar nicht zu seinen Freunden zählt, immer genialen Eigenschaften wegen aber desto mehr hoch achtet, wohl nicht so bald aus dem Ministerium in die Privatvilla übersiedeln sehen.

Der Posten eines Pariser Militärattachés in Paris ist nunmehr wieder besetzt worden, und zwar mit dem Major von Hugo aus dem Generalstabe des 7. Armeekorps. Der Posten war ein ganzes Jahr hindurch nicht besetzt, auch Oesterreich und Italien hatten die entsprechenden Posten so lange unbesetzt gelassen. Dies hängt, wie bekannt, mit der Dreifus-Affaire zu-

ammen und dem lästigen und zudringlichen Spionierhystem, das bei dieser Gelegenheit aufgedeckt wurde.

General von Werder reist — reist nicht —; jetzt behauptet der „Berl. Boten“ wieder, der General reise am nächsten Samstag auf ungefähr vier Wochen nach der russischen Hauptstadt. Man darf nur nicht vergessen, daß der General fast alljährlich diese Reise macht, daß an der diesjährigen Reise also gar nichts Auffälliges ist.

Abg. Dr. Lieber ist Dienstag Abend, begleitet von seiner Gattin, über Frankfurt (Main) nach seiner Heimath Gamburg abgereist. Dem verehrten Führer wünscht das gesammte deutsche Centrum recht baldige und vollkommene Genesung in der behaglichen Ruhe seines Heims!

Substitutions-Denkmalen. Die Nachfrage nach den preussischen Substitutions-Denkmalen ist so stark, daß Anordnung ergangen ist, nachträglich noch für fünf Millionen Mark auszugeben, nämlich für 1,800,000 Mark Fünfmärtsche und 3,200,000 Mark Zweimärtsche.

In dem gegen Justizrat Dr. Sello eingeleiteten Verfahren wegen Vergünstigung im Prozeß Sternberg hat die Staatsanwaltschaft, wie gemeldet wird, bei der Strafammer beantragt, die Unternehmung einzustellen. Die Wendung zu Gunsten Sellos scheint mit der Verurteilung des Kriminalkommissars Thiel in Zusammenhang zu stehen. Schon aus der Anklage gegen Sternberg hat sich ein Vorwurf ergeben, den Namen des Justizrats Sello mit der Sternbergaffäre in Verbindung gebracht zu haben, was zu ersehen, daß bei der Staatsanwaltschaft eine Anklage über die Unternehmung über die Schuld des Justizrats Sello Platz gegriffen habe.

Gamburg, 19. Febr. Gegen die socialdemokratische Agitation Dr. Rosa Luxemburg ist hier ein Strafverfahren eingeleitet worden. Fräulein Luxemburg hielt hier kürzlich Vorträge über die deutsche Sozialpolitik. Im Inhalt der Reden selber fand die Polizei nichts auszuheben, dagegen brachte sie, wie ein hiesiges Blatt mittheilt, in Erfahrung, daß die Rednerin sich eines falschen Namens bediene, während sie in Wirklichkeit Natalie Lübeck heiße. Sie hat sich deshalb wegen Führung eines falschen Namens zu verantworten. (H. B.)

### Ausland.

Wien, 21. Febr. Die Annahme im österreichischen Abgeordnetenhause dauern fort. Wenn es sich nicht um so ernste Sachen handelte bei den Reden, könnte man sich föhlich annehmen an den Berichten des Reichsraths. Dr. Zueger hat die Rede abgelesen, die er in seinem Blätterheft, der zwar nicht parlamentarisch ist, aber den Nagel auf den Kopf trifft. „Nur“ ist übrigens im österreichischen Parlament ein ganz harmloser Ausdruck, über den sich kaum Jemand aufregt. So niedrig steht der Stand des Parlamentarismus in Oesterreich. Wo soll das noch hinaus?

Die „Frei. Ztg.“ berichtet vom 21. Februar: Zu Beginn der Sitzung wurde mitgetheilt, daß das Präsidium heute vom Kaiser empfangen wurde und der Kaiser Folgendes erwiderte: Wenn auch bei der noch herrschenden Leidenschaftlichkeit manche demagoge Stunde kommen mag, die ihre Geduld und Ruhe im äußersten Maße in Anspruch nehmen wird, so hoffe ich doch, daß der Moment erfolgreicher Arbeit näher als bisher ist. Ich zweifle nicht, daß Sie Ihre schwere Mission mit entsprechender Belohnung erfüllen und die ganze Energie anwenden werden, um der Bevölkerung den hohen Werth einer regen parlamentarischen Thätigkeit von Neuem darzutun. (Beifall.)

Nach Mitteilung des Einlaufes melbten sich zahlreiche Abgeordnete zum Protokoll zu Wort. Abg. Raab protestirt Namens der Tischechen aus Energiehülle gegen das geschäftswidrige Vorgehen des Präsidiums. Abg. Karmay sagt, der Präsident habe Gesetz und Recht verletzt; das freundschaftliche Verhältnis zum Präsidium sei gelöst; die Tischechen werden die Konsequenzen daraus ziehen. Während der Rede Bergorads schleppten die Tischechen-Abdallate in den Saal, vertheilten sie an Abgeordnete und legten Exemplare auch den Ministern vor ihre Füße; die Minister hoben die Abfälle, auf denen Artikel 19 der Staatsgrundgesetze über die Gleichberechtigung der Nationalitäten mit Niederbuckhaden abgedruckt war, bei Seite. Deutsche Abgeordnete traten hinzu und zerrissen dieselben. Wöglich sah man den tischechen-Abdallate hinter dem Saale an der Stirnseite des Saales hinter dem Präsidium erstickern, um dort an

komitees angetagt, um auch in Deutschland öffentliche Subskriptionen und musikalische Aufführungen zum Besten des Denkmalsfonds zu veranstalten. Den Vorsitz des deutschen Komitees hat Graf von Hochberg, das Amt eines Schriftführers und stellvertretenden Vorsitzenden Eugenio von Pizani, das eines Schatzmeisters Kommerzienrath Hugo Bod übernommen.

Armand Silvestre, der bekannte französische Schriftsteller, welcher am 19. d. Mts. in Toulouse gestorben, wurde 1837 in Paris geboren. Er besuchte die polytechnische Schule, wurde Inspektor und später Archivar direktor im Finanzministerium, und 1892 der schönen Kunst. Er legte in seinen schriftstellerischen Arbeiten das Hauptgewicht auf die Form und veröffentlichte im Jahre 1886 im Schauspiel der parnassischen Schule seine erste Gedichtsammlung „Rimes neuves et vieilles“, für die Georges Sand eine Vorrede schrieb. Neben diesen Poesien, deren er bis 1892 zehn Bände veröffentlichte, entwickelte er von 1881 an eine außerordentlich fruchtbare und einträgliche Thätigkeit in der humoristischen Prosagerählung, die es mit dem Anstand nicht genau nimmt. Sie erschienen regelmäßig im „Gil Blas“, „Echo de Paris“ und „Journal“ und wurden von 1881—1895 in etwa 80 Bänden vereinigt. Für das Theater schrieb er mehrere Opern, das Versdrama „Griffolids“ (1891) und die Verstragödie „Jacht“ nach einer buddhistischen Legende für Sarah Bernhardt (1893). Ohne Ernst und Tiefe glänzt Armand Silvestre sowohl in seinen Poesien wie in seinen Prosaschriften durch seine Meisterschaft der Form.

Paul de Bigne, welcher am unheilbaren Gichteskrankheit am 14. ds. in Brüssel gestorben, war einer der herborragendsten belgischen Bildhauer. Er wurde im Jahre 1843 in Gent als Sohn eines ebenfalls bekannten Bildhauers geboren und erhielt 1869 den Prix de Rome. In Italien führte er zwei seiner bedeutendsten Figuren aus: „Domitiana“, ein betendes Mädchen aus Trastevere, und „Poverella“, eine vor Verzweiflung auf eine Bank hingeworfene Straßenjünglerin. Ferner stammt von ihm das Monumente die Vredel und die „Le Condit“ auf dem großen Platz in Brügge, das Denkmal De Saene in Courtrai und das Basrelief die Unheilbarkeit“ am Denkmal des Bürgermeisters Anspad auf dem Brüsseler Boulevard. De Bigne ist auch ein vortrefflicher Porträtist gewesen. Der Verstorbenen war Mitglied der belgischen Akademie.

Der deutsche Aerztgelehrte in Hildesheim am 29. und 30. Juni d. J. abgehalten worden. Als Gegenstände der Verhandlungen wurden bestimmt: 1. Stellung

die Marmorwand zwischen zwei Säulen ein Plakat aufstecken. Beamte des Hauses und zahlreiche Abgeordnete eilten hinzu, um Fressel an der Ausführung seines Vorhabens zu verhindern. Da Fressel sich wehrte, rief ihm der Abg. Gledner das Plakat aus den Händen und zerfetzte es. „Wenn Ihr Außenstriche machen wollt, so geht in den Wurfelprater!“ rief Gledner den Tischchen zu. Fressel und andere Tischchen bedrohten Gledner; es entfiel ein heftiger Tumult. Die Sitzung war angefaßt. Ein von einem anderen Tischchen hinter den Plakanten besetztes Plakat wurde vom Ordner entfernt. Auf der rechten Seite entzündete ein Knäuel; zwische. deutschen und tischechen-Abdallaten ereigneten sich Zusammenstöße. Schöner's Stenogramm übertrug den Tumult mit dem Aufse: „Gott der Präsidium!“ Der Tischechen Schöner rief darauf: „Der Marschall von Brandenburg kommandirt!“ Die Kärntner dauerte fast eine Viertelstunde, bis der Präsident den Abg. Bergorad zur Fortsetzung seiner Rede auffordern konnte. Im weiteren Verlaufe der Debatte erklärte Abg. Derichshtam Namens der deutschen Volkspartei, daß er von der Entscheidung des Präsidiums nicht beirrt sei, weil darin der erste Schritt zur Polgottführung des Parlaments gehe. Wenn diese Durchführung wolle, sohalte das Parlament in Scherben. Sie (zu den Tischchen) wollen es vielleicht; wir wollen es nicht. (Beifall links.)

Groß gab namens der Fortschrittspartei eine ähnliche Erklärung wie Derichshtam im Interesse der Arbeitsfähigkeit des Hauses. Daszinsky erklärte, daß die Socialdemokraten nichts dagegen haben, wenn die Interpellationen in der Muttersprache eingebracht, aber Allen verständlich gemacht werden. Abg. Zueger meint, die ganze Zeit hindurch werde die Geschäftsordnung verlegt, vom Präsidenten angefangen bis zu Stofsch hinunter. Dabei werde die Arbeitsfähigkeit vermindert. Das sei ein unerhörter Schwindel. Es sei empörend und eine Schande, daß einige Karren rechts und in der Mitte das ganze Parlament unmöglich machen. (Beifall.)

Schönerer erklärt, daß die Alldeutschen die Verfügung des Präsidiums nicht anerkennen, und von Fall zu Fall zu härteren Mitteln der Abwehr greifen werden.

Paris, 22. Febr. Auch in Frankreich regt man sich auf über den wüstesten Plan Waldersee's, im Frühjahr größere Expeditionen zu unternehmen. Die Regierung wird wahrscheinlich heute interpellirt über diese Frage. — Dem Senat gibt ein Antrag der Regierung zu, die Attentäter auf Souveräne oder Mitglieder von Königshäusern nicht zu den politischen Verbrechen zu rechnen, die also auszuliefern. Der Antrag stammt aus Italien. — Bei Beratung der Flottenvermehrung wurde betreffs Anweisung von Kriegsschiffen und Schaffung von Operationspunkten für die Flotte Dringlichkeit beschlossen.

Saag, 21. Febr. Die neueste Wendung der Dinge auf den Philippinen-Inseln hat die Holländer etwas aufgereizt. Besorgni fragen sie sich, ob ihre herrliche Kolonialbesitz in Indien auch hinreichend geschützt ist. Zunächst ist beabsichtigt, die Insel Java mit der Hauptstadt Batavia für alle möglichen Fälle in genügenden Schutzbezugszustand zu versetzen. In dessen dürfte es schwer, ja unmöglich sein, solche Vorrichtungen zu treffen, die für alle Eventualitäten genügenden Schutz zu bieten geeignet wären.

London, 21. Febr. König Eduard wird nach der neuesten Bestimmung doch am nächsten Samstag von England abreisen, um seiner Schwester, der Kaiserin Friedrich, einen Besuch abzustatten. Im Schlosse zu Sandringham wird bereits der sog. englische Flügel für ihn hergerichtet. Seine Gattin wird ihn nicht begleiten.

London, 21. Februar. Ungemein schärft ziehen die „Daily News“ gegen die Regierung zu Felde. Einen an heftigen Angriffen überreichen Artikel leitet das Blatt mit folgenden Worten ein:

Es ist an der Zeit, daß Jeder, der die Ehre und den Ruf seines Vaterlandes höher schätzt als kleinliche Parteivorgehelle, sich zu der schärfsten Opposition gegen die unsächtige und unheilvolle Regierung aufreißt, welche seit Menschengedenken die Geschichte des britischen Weltreiches geleitet hat.

Im Verlaufe desselben wird u. A. gesagt: Wir befinden uns jetzt in der denkbar miserabelsten und beschämtesten Lage und sollten uns wirklich fragen, ob denn die Regierung thatsächlich noch das Mandat besitzt, diesen Krieg, der thatsächlich nichts anderes mehr ist, als ein Bürgerkrieg, unter der eigenmächtigen Willkür aller historischer Krieger und Expeditionen und aller jedem erfinden. Wann immer offensanden schlimmen Folgen weiter zu führen. Gewarnte England thatsächlich einen solchen endlosen und jammervollen Zweifelskampf, der heute schon die britischen Steuerzahler zur Verwerfung bringt? Nun und

des Arztes als sachverständigen Gutachters, Berichterstatter Dr. Thie me- Berlin, 2. Geistes und Gesundheitsheime. Auf Antrag des Aerztevereins Mühlenden wird auch noch die Frage einer wirtschaftlichen Unterstützungskasse für Aerzte zur Verhandlung kommen.

Som Theater. An Stelle Hermann Kissens, der auf fünf Jahre an die Wiener Hofburg verpflichtet ist, soll für das Präsidium der Deutschen Bühnengenossenschaft Dr. Pohl betraut werden. — Zu Ernst Wiedert's 70. Geburtstag, der von seinen Freunden am 11. März begangen werden soll, werden bereits umfassende Vorbereitungen getroffen. Einige Berliner und mehrere größere Provinzbühnen planen Festvorstellungen Wiedert'scher Dramen. — August Strindberg hat ein neues Drama verfaßt, welches von Frankfurter Schauspielhaus zur Aufführung angenommen wurde und hier nicht allein die erste deutsche, sondern die erste Aufführung überhaupt erleben wird. Das Stück, welches durch seinen vorläufigen Ausklang sich von den anderen Schöpfungen Strindberg's wesentlich unterscheidet, theilt sich „Osten“, ein Passionspiel in 3 Akten, nach dem schwedischen Manuscript übertragen von Emil Schering. — Sullivan's letzte Oper „The Emerald Isle“ wird am Londoner „Savoy-Theater“ zur Erstaufführung gelangen. Das Libretto stammt aus der Feder West Wood's und die Musik, die Sullivan unvollendet hinterließ, ist von Edward Gorman vollendet worden.

Im Pariser Theater Porto St. Martin wird in kurzem eine von Emile Moreau bearbeitete Dramatisierung von Sienkiewicz's „Quo Vadis“ in Scene gehen. — Emile Zola hat einen neuen Roman „La Verité en marche“ vollendet, der die Behandlung der Dreifus-Affäre zum Gegenstand hat.

Berghedens. Als Konservator der Kunst- und Alterthümer in München ist der Konservator der schlesischen Kunstdenkmäler, Banrath Luisch-Breslau in das preussische Ministerium berufen worden. — Der Dresdener Bildhauerpreis wurde, um die bevorstehende „Internationale Kunstausstellung“ nicht in letzter Stunde noch zu gefährden, verlegt. — Die alte Gotthard Sternwarte, an der ehemals der berühmte Astronom Hansen wirkte, ist am 20. ds. niedergebrannt. — Bei dem Preisauschreiben der Stadt Posen für ein Kaiser Friedrich-Denkmal ist der Bildhauer Max Weigner in Friedensburg Berlin mit einer ehrenvollen Erwähnung ausgezeichnet und sein Entwurf von der Jury dem Komite zum Ankauf empfohlen worden.







